

Seneca

HANDBUCH
DES GLÜCKLICHEN LEBENS

Philosophische Schriften

Aus dem Lateinischen übersetzt und
herausgegeben von Heinz Berthold

Anaconda

Dieses Werk erschien erstmals unter dem Titel *Von der Seelenruhe. Philosophische Schriften und Briefe* als Band 367 der Sammlung Dieterich; Sammlung Dieterich ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

© 1981, 2008 Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin

© dieser Ausgabe 2011 Anaconda Verlag GmbH, Köln

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Antonio Canova (1757–1822),

»Amor und Psyche« (1796/1800), Musée du Louvre, Paris,

Photo: akg-images / Erich Lessing

Umschlaggestaltung: pecher und soiron, Köln

Printed in Czech Republic 2011

ISBN 978-3-86647-686-8

www.anacondaverlag.de

info@anaconda-verlag.de

INHALT

Seneca · Mensch und Werk Einleitung von Heinz Berthold	7
Trostschrift an Helvia	61
Über die Milde	91
Vom glücklichen Leben	128
Von der Seelenruhe	169
Über die Muße	211
Moralische Briefe an Lucilius	222
Zu dieser Ausgabe	353
Index zu den ›Moralischen Briefen an Lucilius‹	358
Erläuterungen	360
Personen- und Sachregister	390

Die Geschichtsschreibung der frühen römischen Kaiserzeit berichtet aus dem Jahr 62, dem achten Regierungsjahr des Kaisers Nero, ein seltsames Ereignis: Der Erzieher und erste Ratgeber dieses Herrschers, ein römischer Ritter spanischer Herkunft, Lucius Anäus Seneca, bat in dringender persönlicher Angelegenheit beim Kaiser um eine Audienz. Mit Hinweisen auf sein vorgerücktes Alter, seine angegriffene Gesundheit, seine wissenschaftlichen Bemühungen versuchte er, Entlassung aus seinem Staatsamt zu erreichen. Gleichzeitig bat er um Rücknahme der Anteile seines riesenhaften Vermögens, die ihm als kaiserliches Geschenk für vierzehn Jahre treue Dienste zuteil geworden waren.

Der römische Geschichtsschreiber Publius Cornelius Tacitus (um 55 – um 120), der ein halbes Jahrhundert später in seinen ›Annalen‹ eine Geschichte der römischen Kaiserzeit vom Tode des Augustus (14. u.Z.) bis zum Ende Neros (68 u.Z.) verfaßte, hat uns eine eindrucksvolle Schilderung dieser Szene hinterlassen, die er zugleich in einen größeren, die Hintergründe des Geschehens aufdeckenden Zusammenhang stellt: Einem als eitel, grausam und unberechenbar-hinterlistig bekannten und gehaßten Herrscher sind alle Gefährten seines Aufstiegs, alle Mitwisser seiner Schwächen und Verbrechen, alle, mit denen er seine Macht noch teilen muß, lästig geworden. Zuerst der Stiefbruder Britannicus, der als Kronprätendent beseitigt werden mußte, dann die

ehrgeizige Mutter Agrippina, die ihm zur Herrschaft verhalf, aber keine Neigung zeigte, auf Einfluß und Machtteilhabe zu verzichten, und nun zuletzt der Erzieher und Lehrer seiner Jugendjahre, der zusammen mit Afranius Burrus, dem als Prätorianerpräfekten mächtigsten Militär, die Zügel des Römischen Reiches geführt hatte – ein glückliches Jahrfünft, wie man später rückerinnernd feststellte. Jetzt ist der allmächtige Schüler der Belehrungen und des Lehrers überdrüssig geworden, aber noch ist er sich nicht im klaren, wie er sich des lästigen Mahners entledigen kann. Was scheint in dieser Lage verständlicher, als daß ein Mann, dem unter einem Herrscher dieser Art jede Möglichkeit sinnvollen Wirkens genommen war, der sich ständig bedroht und gedemütigt fühlen mußte, den Versuch wagte, sich aus dem großen Weltspiel zurückzuziehen? Der Schauplatz jedoch ist nicht unbeobachtet. Längst ahnt der Hof, ahnen die Senatoren, alle an den Vorgängen in der Herrschaftsspitze Beteiligten und Interessierten, was sich dort abspielt. Also muß der Schein gewahrt bleiben. Der Kaiser lehnt das Gesuch seines ersten Ministers ab, obwohl er ihn doch so gern verdrängt und beseitigt sähe. Der Minister bedankt sich für freundlich-ehrende Worte, und alles bleibt beim alten oder besser, es bleibt in der Schwebel. Der mit soviel hinterlistiger Dankbarkeit Bedachte zieht sich, ohne daß eine grundsätzliche Entscheidung getroffen worden wäre, zurück, gibt sich mehr und mehr das Ansehen eines Privatmannes, schützt Gesundheitsrücksichten vor, zeigt sich in philosophische Studien vertieft.

Rom war vor zweitausend Jahren Hauptstadt und Herz eines mächtigen Reiches, das sich in langen, blutigen Kämpfen rings um das Mittelmeer ausgebreitet hatte, dessen Grenzen die nordafrikanischen Wüstenzo-

nen, der Atlantik und die Ströme Rhein, Donau und Euphrat bildeten, eine Stadt, in die der Reichtum der Länder zusammenströmte, die sich damals ›die Welt‹ nannten, eine Stadt der Gegensätze: hier üppigster, genußvoll zur Schau gestellter Reichtum, dort bitterste Armut; hier prachtvolle Schönheit von Bauten und Gärten, dort dürftigste Behausungen verarmter Bevölkerungsmassen; hier nahezu unbeschränkte Macht, dort grenzenlose Ohnmacht und menschenunwürdige Abhängigkeit. Über diese Stadt und dieses Reich gebietend ein Herrscher, der schon zu Lebzeiten zum Inbegriff schrankenloser Willkür wurde, die man um so unwilliger ertrug, je mehr sie hier in menschlichen Eigenschaften anschaulich wurde: ein dilettierender Künstler, launisch, verspielt, eitel, grausam, wollüstig, gierig oder nur ein begeisterungsfähiger Träumer in der Hand von Intriganten und Mätressen, in jedem Fall aber ein Herrscher, der den Aufgaben, die die Wohlfahrt eines Riesenreiches und seiner Bürger an ihn stellt, in keiner Weise gewachsen ist. Im Hinblick auf die zahlreich erhaltene Literatur dieser Zeit, einschließlich der Literatur über diese Zeit, zeichnen wir betont den Typ des Theaterbösewichts nach. Eine Abwägung der politischen Fähigkeiten, Möglichkeiten und Ziele des letzten Kaisers aus dem julisch-claudischen Haus, die in einigen Punkten nicht so negativ ausfallen würde, wie man, den literarischen Quellen folgend, meinen könnte, ist eine notwendige, teilweise schon in Angriff genommene Aufgabe der modernen Forschung; in unserem Zusammenhang würde sie den Blick auf die Eigenart eben dieser Literatur der Kaiserzeit verstellen. Die Entmachteten und Benachteiligten dieser Zeit, die in ihren Schriften heute noch zu uns sprechen, gehören ja selbst zur Oberschicht einer sich in dieser Zeit außerordentlich stark um-